
Antonio Di Benedetto

Stille

Erzählung

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp

Die 1964 in Buenos Aires erschienene Erzählung *El silencio* von Antonio Di Benedetto handelt von einem Mann, der besessen ist von dem Verlangen nach Stille und der schließlich, als Brandstifter verdächtigt, im Gefängnis landet. Überraschend an dieser Prosa ist der völlige Verzicht auf Episoden, die Reduktion der Schilderung auf Aussagesätze, deren hervorstechendes Merkmal der Lakonismus ist.

»Vor Jahren, als in Frankreich noch kein Mensch vom *nouveau roman* sprach, nahm Antonio Di Benedetto mit seinen ersten Erzählungen das Programm dieser neuen Literatur vorweg.«

Alfonso Sola Gonzáles

Antonio Di Benedetto
Stille
Erzählung

Aus dem argentinischen Spanisch übersetzt
von Curt Meyer-Clason

Suhrkamp Verlag

Titel der argentinischen Originalausgabe: *El silencio*

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1968

edition suhrkamp 242

© by Editorial Troquel S. A., Buenos Aires, 1964

© der deutschen Ausgabe:

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1968

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Willy Fleckhaus

ISBN 978-3-518-10242-1

Stille

I

Die Tür des Windfangs führt in den fliesenbedeckten Innenhof. Ich öffne die Tür und begegne dem Lärm. Ich suche ihn mit dem Blick, als sei es möglich, seine Form und die Reichweite seiner Lautstärke zu bestimmen. Er kommt von jenseits der Schlafzimmertür, von einem unbebauten Grundstück, das ich nie gesehen habe, aus dem Hinterhof eines geräumigen Hauses, das in einer anderen Straße steht.

»So ist das schon den ganzen Morgen«, sagt Mutter.

»Und was ist es?«

»Sie haben einen Omnibus gebracht, haben den Motor angelassen, und nun läuft er . . .«

Da ich zögere, zurück ins Haus zu gehen, sagte sie: »Dein Onkel ist da. Er ißt mit uns zu Mittag. Er liest gerade die Zeitung.«

Es will uns nicht gelingen, die alte Unbefangenheit wiederzugewinnen. Das Ritual ist gestört. Der Lärm wischt die Eßgeräusche aus.

»Woher weißt du, daß es ein Omnibus ist?«

»Ich habe deinen Onkel gebeten, hinzugehen und nachzuschauen.«

Mein Onkel nickt: »Das wird nicht dauern. Ein Omnibus kommt und geht.«

»Kommt und geht, das ist eine Redensart, weiter nichts. Er kommt und geht, wenn er auf der Straße fährt. Siehst du denn nicht, daß dieser Omnibus nicht fährt? Hörst du ihn etwa nicht? Natürlich wirst du den Lärm nicht lange ertragen müssen, du wohnst ja nicht hier!«

Kaum habe ich zu Ende gesprochen, da bereue ich auch schon meine Heftigkeit. Ich bin ungerecht gewesen, habe meinem Zorn freien Lauf gelassen und nicht bedacht, daß der Lärm plötzlich abbrechen und nicht wiederkehren könnte. Um die

Wirkung meiner Worte abzuschwächen, sage ich: »Schön, es wird irgendwann ein Ende haben; andernfalls verfügen wir über Rechtsmittel, ihm ein Ende zu setzen.« Doch ist mir nicht ganz wohl bei diesem Vorschlag, der mich verpflichtet, Dinge zu tun, zu denen ich keine rechte Lust habe und für die ich nicht geeignet bin: Anzeigen zu erstatten, Zeugenaussagen zu sammeln, Verteidigungsschriften aufzusetzen, Sanktionen einzuleiten, Feindseligkeiten zu ertragen. Der Kampf hat begonnen.

Gegen Abend kehre ich nach Hause zurück. Die Straße, an der unser Haus steht, zieht die Grenze des Argwohns: dahinter mögen die endgültigen Bedingungen für einen Kampf zu finden sein.

Ich frage nicht, wie lange der Lärm angehalten hat. Meine Mutter erinnert mich mit keinem Wort daran, doch ihr Gesicht und ihre Augen sind müde, und die Art, wie sie das Abendessen aufträgt, verrät ihren Wunsch, schlafen zu gehen.

Im Morgengrauen – der Tag ist kaum mehr als ein milchiger Schein im Fenster – ist das Geräusch wieder da, hinter der Rückwand meines Zimmers. Ich lerne unterscheiden, wie der schwere Wagen in Bewegung gesetzt wird, wie er rückwärts und dann vorwärts fährt, von neuem zurückkehrt und endlich durch die Ausfahrt hinaussteuert. In der Entfernung erlischt der Lärm; er geht unter in den diffusen Lauten, mit denen der Tag in den Städten erwacht.

So wird es bleiben, wie lange? Morgen für Morgen, Abend für Abend teilt der Lärm die Stunden ein, erfüllt uns mit Beklommenheit, Erwartung und Wut. Manchmal legen sich über das Geräusch des Motors und des Werkstattbetriebs die Stimmen der Männer, die dort arbeiten, kurze Laute, die vertraut klingen. Bisweilen lassen sie Worte fallen, die kränken. Obwohl Mutter und ich nie miteinander darüber sprechen, verbittern uns diese jähen Einbrüche.

Die Hausglocke.

»Dein Freund Besarión.«

Meine Mutter sträubt sich gegen Besarión, er behagt ihr nicht, vielleicht weil er ihr Fragen aufgibt, die sie sich nicht zu beantworten vermag.

»Du hast mir gesagt, daß er bei der Arbeit nie mit dir spricht, dafür aber hier. Warum nur?«

»Gut, er ist Verkäufer und arbeitet auf der Straße, während ich im Büro bin. Wenn er dort mit mir sprechen will, kann er es natürlich tun. Er sagt aber, ich sei stellvertretender Abteilungsleiter und werde später Abteilungsleiter sein, obschon Leiter im Innendienst, während er überall Einfluß hat, und da er diesen Einfluß hat, kann er sich mir nicht unterordnen, nur weil ich im Büro sitze.«

»Das ist ziemlich kompliziert.«

»Gewiß: ziemlich kompliziert.«

»Und was ist seine Kompetenz?«

Ich lächle meine Mutter an, um ihre Nachsicht für meinen störrischen Freund zu gewinnen: auch ich weiß nicht, was seine Kompetenz ist.

»Es ist dein Freund . . . Besarión.«

Besarión fordert mich auf, ihn zu begleiten.

»Muß ich mich umziehen?«

»Nein, wir gehen zu mir.«

»Um drei Uhr muß ich wieder im Büro sein. Werde ich nicht zu spät kommen?«

Besarión ist ein Mensch, der alles auf die Spitze treibt; dabei ist er aufrichtig, gutherzig und eher einfältig als gerieben.

»Ich möchte dir die Reichweite der menschlichen Unreinheit begreiflich machen.« Und er berichtigt sich sofort: » . . . der Unreinheit *eines* Menschen.« Und verbessert sich abermals während des Gehens: » . . . eines Mannes und einer Frau.«

Ich bin an seine Gedankensprünge gewöhnt und habe einige Erfahrung in seinen geistigen Exerzitien

»Warum hast du Einschränkungen gemacht? Wenn ein Mann und eine Frau eine schmutzige Tat begangen haben, auch wenn diese Tat dem negativen Teil ihres Wesens entspricht, stellt sie es dennoch auf gewisse Weise dar. Man könnte mit Recht sagen: diese Tat zeigt die Reichweite der menschlichen Unreinheit.«

»Das hilft mir nicht weiter. Man muß verallgemeinern.«

»Inwiefern?«

»Wenn H etwas Schlechtes tut und ich deshalb denke, daß die Menschen schlecht sind, ermächtige ich H, aus einer schlechten Tat A's abzuleiten, daß alle Menschen schlecht sind. Im ersten Fall bin ich gerettet, weil ich derjenige bin, der richtet: ich schließe mich aus und verallgemeinere, indem ich alle übrigen erfasse; im zweiten Fall nicht, weil es ein anderer ist, der richtet, verallgemeinert und mich nicht auszuschließen braucht.«

Wir sind angelangt. Besarión führt mich herum. Er bewohnt mit seiner Mutter eine Wohnung am Ende des Gangs. Die vorletzte Tür gehört zur Wohnung der Hausbesitzer. Ein wackeliges kleines Rohr tritt in der Nähe der vorletzten Tür aus der Wand. Ein Spülwasserabfluß.

»Absichtlich«, sagt Besarión.

»Warum tun sie das?«

»Um uns hinauszuekeln.«

»Und sie selber halten das aus?«

»Sie sagen, daß es ein Behelf für wenige Tag sei, wegen des Umbaus.«

Wir treten ein.

Besarións Mutter lenkt das Wasser mit einem Besen in den Abfluß zum Innenhof. Als sie mich sieht – als sie gesehen wird – schämt sie sich. Fragt, ob ich Ingenieur sei und sagt, wenn ihr Mann noch lebte, wäre dergleichen im Nu behoben worden. Mein Freund bezieht die wenig schmeichelhafte Anspielung auf sich, und während wir im Hof auf- und abge-

hen, platzt er heraus: »Ich brauche einen Rechtsbeistand, sonst endet die Sache, wie mein Vater sie beendet haben würde!«

Und nach einer Weile wiederholt er: »Ich brauche einen Rechtsbeistand.«

»Das glaube ich nicht. Anzeige genügt.«

»Vielleicht, wenngleich ich mein Recht nicht bei der Polizei suchen darf. Wenn ein Anwalt mich in das Recht einweiht, mich mit ihm vertraut macht, mich anleitet und es mir in die Hand gibt, fühle ich mich gewappnet, eine Polizeiwache aufzusuchen. Sonst nicht.«

»Mir scheint, du bringst die Dinge durcheinander.«

»Es geht um die Ordnung. Ich kann nicht die Ordnung umgehen.«

»Setze dich mit einem Mann des Rechts auseinander, der wird dich in die Ordnung einsetzen.«

»Und das bist du.«

»Ich? Nein.«

»Du hast Jura studiert.«

»Ein wenig. Ich trage keinen Titel und habe alles wieder vergessen.«

Doch dann lenke ich ein: »Studienkollegen von mir haben ihren Doktor gemacht. Ich kann dich mit einem von ihnen zusammenbringen. Aber du brauchst im Grunde gar keinen Anwalt, du brauchst einen Zimmermann.«

»Hast du eine Idee?«

»Ja.«

Die Türschwelle vor Besarións Zimmer ist schadhaft. Die Zugluft und das Flurlicht dringen ins Zimmer. Ich rate ihm, den Spalt mit einer Holzleiste zu verschließen.

»Ich brauche keinen Zimmermann. Ich kann es selbst machen. Ich hoffe, daß ich es selber machen kann. Ich kann die Unreinheit selber fernhalten. Ich habe Holz und Werkzeug.«

Er scheint befriedigt und verabschiedet sich von mir.

Es ist Vormittag, und ich sitze im Büro. Besarión schiebt mir einen Zettel zu: »Ich habe den Spalt mit Holz verschlossen. Habe außerdem einen Wischlappen dazwischengeklemmt. Ich habe gut geschlafen. Beim Öffnen der Türe ergoß sich das Wasser über meine Beine und beschmutzte die Wohnung. Während der Nacht hat sich das Wasser gestaut, weil es nicht durch meine Türe ablaufen konnte.«

Ich habe unsere Hoffnung nicht aufs Spiel setzen wollen: sieben Tage sind ohne Omnibus oder Omnibusmotor vergangen, und ich kann das Wagnis eingehen, es zu sagen.

»Sie stören uns nicht mehr, Mama.«

Ich habe es behutsam gesagt, ohne auf das Was oder Wer hinzuweisen. Sie weiß Bescheid.

»Sie haben mich nicht mehr geweckt. Vielleicht sind sie fort.«

»Vielleicht.«

»Hörst du sie, wenn ich nicht da bin?«

»Nein, ich höre sie nicht.«

Sie klagt nicht, mit keinem Wort. Sie freut sich nicht mit mir über die wiedergewonnene Ruhe, als sei sie nicht auf meiner Seite. Das ist merkwürdig.

Die Haustürglocke läutet. Es ist Besarión. Er lädt mich zu sich nach Hause ein. Es ist noch früh; ich begleite ihn.

Mitten im Hof, wie in einer großen unbegrenzten Wüste, steht seine Mutter, ihre Hände flehend gefaltet, und ruft mit liebevollen Diminutiven.

Ihre Kanarienvögel sind fortgeflogen. Jemand hat den Käfig geöffnet.

»Bist du ausgegangen, ohne abzuschließen?« fragt Besarión.

»Ja, nur einen Augenblick, bis zur Ecke.«

Die Krone eines Baums lehnt auf dem Dach. Zwei Kanarienvögel haben ihre Flucht in seinem Gezweig unterbrochen. Ich bitte um einen Schlauch, klettere an der Mauer hoch und ver-

suche, die Vögel zu bespritzen. Einer entwischt, doch es gelingt mir, den anderen zu besprengen und einzuschüchtern. Ich steige aufs Dach und fange ihn ein. Er wehrt sich kaum. Während ich mein Triumphgefühl der Señora mitzuteilen suche, macht sie mir verzweifeltes Zeichen: dort im Gang geht etwas Schlimmes vor. Schlauch und Kanarienvogel in der Hand, laufe ich über das Zinkdach.

Unten werfen Besarión und der Hausbesitzer einander wüste, wütende Beschimpfungen an den Kopf. Ich richte den Wasserstrahl gegen die Wand. Er trifft sie, prallt ab und zerstäubt. Das genügt.

Die Mutter zeigt sich mit ihren bescheidenen Mitteln erkenntlich: sie bietet Tee und Zwieback an. Sie bedient uns und kehrt in die Küche zurück.

»Besarión, ihr müßt diese Wohnung aufgeben.«

»Ich habe es in Erwägung gezogen.«

»Ihr müßt es tun. Wirst du es tun?«

»Natürlich nicht. Ausziehen heißt für eine Familie nicht ein Dach verlassen, sondern ein Dach mit einem anderen vertauschen. Nun gut: wo ist das andere Dach für mich? Wie bekommt man eines?«

Das Dach.

Mein Buch über die Schutzlosigkeit wird heißen: »Das Dach«.

Ich spreche mit Nina. Etwas hat in letzter Zeit unsere Wege und unsere Stunden zusammenfallen lassen.

»Sie studieren anscheinend nicht mehr. Arbeiten Sie?«

Wir gehen nebeneinander her.

»Ja, ich arbeite.« Sie lächelt mich an.

Ich begreife, warum ich mit Nina zusammen bin und ihre Nähe suche: sie ist Leilas Freundin.

»Müssen Sie arbeiten?«

»O ja! In meiner Familie wollen alle essen, sich kleiden und noch anderes mehr . . .« Daß sie das fröhlich sagt, gefällt mir.

»Papa hat uns ein Haus hinterlassen, das aber schlecht vermietet ist.«

»Und wo wohnen Sie alle, zur Miete?«

»Ja. Wir würden gerne im eigenen Haus wohnen, wir bezahlen eine höhere Miete als die, welche wir einnehmen.«

Stumm gehe ich weiter. Sie beginnt leise zu singen. Ich sehe sie an. Sie ist verwirrt und bricht ihr Singen ab.

»Haben Sie auch keinen Vater?« fragt sie.

»Nein, nicht mehr. Ich habe keinen Vater mehr; ich habe natürlich einen gehabt. Auch er hat uns etwas hinterlassen, einen Landbesitz, den wir nicht zu erhalten verstanden, und ein Klavier, das jetzt im Eßzimmer steht und nie benutzt wird.«

»Weder Sie noch Ihre Mama spielen?«

»Nein.«

»Ich könnte kommen und spielen«, schlägt sie plötzlich vor.

»Spielen Sie denn?«

»Ein wenig, so gut wie nicht. Aber ich könnte Lärm machen.« Torheit. Das ist es, sie hat eine Torheit gesagt.

Sie beginnt wieder einen kaum vernehmbaren Gesang.

»Warum singen Sie?«

»Wenn ich Schaden angerichtet habe oder traurig bin, wenn ich mit jemandem bin, der mich allein läßt, dann singe ich.«

Arme Nina.

Sie bauen einen Schuppen.

Meine Mutter hat die Einzelheiten erfahren. Sie spricht mit den Nachbarn und geht oft in den Vorratsraum. Sie hat mich nicht verraten: durch ihr Stillschweigen hat sie mich die ganzen Tage so gut wie möglich geschützt. Damit ich es noch nicht erfahre, damit ihr Sohn es nicht erfährt. Doch heute sind sie gekommen und sind da, und laden unsichtbar und laut vernehmlich ihr Eisen und ihre Wellblechplatten aus.

Während sie hämmern, nageln und nieten, während das Ganze wächst, denke ich darüber nach, wie ich es unterbinden kann.

Ich befrage das Bürgerliche Gesetzbuch. Von den Pflichtlektüren der Studentenzeit ist das eine oder andere hängengeblieben.

»Artikel 3096. In dem subjektiv-passiven Recht, das Wasser von den Dächern zu empfangen, obliegt es dem Besitzer des höher gelegenen Dachs . . .« Wenn sie höher als mein Dach bauen, wird sich das auf ihr Dach fallende Regenwasser auf das meine ergießen; somit haben sie die Verpflichtung, welche? »Dachwerk und Regenrinnen sauberzuhalten.« Ich muß wachsam sein.

Und der Gebrauch der Wand? Ich stelle nämlich fest, daß die Männer sie als Stützmauer verwenden. Dürfen sie das? Nein, das Gesetzbuch sagt nein, denn sie teilt nicht etwa ein Gebäude, sondern geht auf einen riesigen Innenhof, einen ehemaligen Garten. Artikel 2719.

Doch gesetzt den Fall, ich sage: »Meine Herren, das dürfen Sie nicht«, wird ihr Anwalt ihnen zuflüstern: »Erwerben Sie den Grund, auf dem die Mauer steht. Artikel 2736.« Und da ich mich gesetzlich nicht weigern kann, zu verkaufen – Artikel *ut supra* –, werden sie mit einer Handvoll Pesos ein Anrecht auf die Wand erwerben und mich als Feind oder zumindest als Widersacher ihrer Interessen entlarven.

Ich habe mich Nina gegenüber weder durch Liebesworte noch durch Versprechen verpflichtet. Aber sie folgt mir, sie hat mich ins Herz geschlossen. Unser Fall hat keinerlei Ähnlichkeit mit der Art, wie Besarión vorging. Besarión nahm sich eines sehr leichtgläubigen Mädchens an, das sich in ihn verliebt hatte, und erteilte ihr auf seine Weise Lektionen. Er sagte ihr nicht: ich liebe dich, auch nicht: ich liebe dich nicht.

»Ich sage zu ihr« – so erzählt er mir –, »daß ich sie an einem bestimmten Tag zu dieser Stunde an jenem Platz erwarten werde. Sie fragt mich nicht wozu. Folglich geht sie hin, und ich gehe nicht hin. Hinterher erklärt sie mir: Ich habe eine Stunde gewartet. Vermutlich habe ich mich im Ort geirrt oder

Sie konnten nicht kommen.«

»Sie sind nicht böse mit mir?«

»Nein, warum?«

»Worauf ich ihr reinen Wein einschenke, damit sie auf der Hut ist und sich von keinem Manne täuschen läßt.«

Auch Nina könnte fragen: Warum? Und würde es sicherlich auch tun, wenn ich sie an einen Platz oder in eine Teestube bestellte; aber ich tue es nicht.

Manchmal schnippe ich ihr an der Ecke, wo unsere Wege sich treffen, meine Zigaretten glut zu. Seite an Seite gehen wir bis zu ihrer Haustür, wo das Licht des Hausflurs jeden Versuch eines Verdachts verscheucht. Sie erzählt mir von ihrem Alltag. Sie spricht mir von Leila. Sicherlich spricht sie mit Leila von mir. Morgen wird sie zu ihr sagen: »Er ist Schriftsteller.« Denn heute abend habe ich ihr anvertraut, daß ich an einem Buch arbeite. Wäre ich ruhig, ich könnte zurückhaltender sein.

Von dem Schuppen kenne ich nur die Geräusche und seine vorbestimmte Verwendung: die Nachricht meiner Mutter weist darauf hin, daß es eine mechanische Werkstatt werden soll. Ich sehe ihn nicht, ich erleide ihn nur, und da der Fertigstellung der Gebrauch folgen wird, versuche ich, herauszufinden, was das Innere einer mechanischen Werkstatt beherbergt, die Quellen ihres Lärms zu erkunden.

An meinem Arbeitsweg liegt eine, die, wenn ich auf dem Gehsteig daran vorbeikomme, mir den Eindruck macht, als brülle dort jemand durch ein Sprachrohr und schleudre mir eine Kaskade von Schrauben und Muttern ins Gesicht. Ich trete ein und schaue mich um. Niemand nimmt mein Eindringen zur Kenntnis. Die Mechaniker, etliche unter dem behutsamen Blick des Autobesitzers, vivisezieren Motoren; sie zersägen und feilen kreischende Metallteile; sie lassen den neu überholten Motor leer laufen und beschleunigen die Umdrehungen der Maschine, bis sie aufheult.

Als die schlimmsten Ruhestörer erscheinen mir freilich die-

jenigen, die im Hintergrund der Werkstatt wie besessen Kotflügel und Karosserieteile hämmern. Ich beobachte sie, ängstlich und erstaunt über ihre Handgriffe. Ich bin verwundert über all die Dinge, deren Namen uns vertraut sind und deren Mechanismus uns unbekannt ist. Wie macht man einen Gummistempel? Es muß äußerst einfach sein, doch habe ich nie einen machen sehen und kann mir das System auch nicht vorstellen.

»Sie, was wollen Sie?«

Ich bin so abgelenkt, daß es mir die Stimme verschlägt. Hier, gerade hier, wo der Lärm einem Exerzitium der Erfindung unterworfen zu sein scheint.

»Haben Sie etwas verloren?«

Wenn alltägliche Wörter mich überfallen, flößen sie mir Furcht vor dem Sprachgebrauch ein. (Wenn ich sie ausspreche, merke ich es nicht.)

»Ich habe nichts verloren, ich sehe nur.«

»Was sehen Sie?«

»Die Arbeit.«

»Sind Sie Aufseher?«

»Nein.«

»Also was dann?«

»Ich bin Schriftsteller.«

»Schriftsteller. Sie werden doch nicht gegen uns schreiben wollen?«

»Nein.«

»Ah. Weil nämlich dort hinten einer wohnt, der uns mit den Zeitungen droht. Der ist erledigt. – Aber sagen Sie mir mal, was ist das hier? Ein öffentlicher Platz, der Friedhof, ein Bahnsteig?«

»Ich glaubte, ich würde keinen Schaden anrichten, wenn ich mich hier umsähe.«

»Na schön, sehen Sie sich um, solange Sie wollen. Überall.«
Er macht kehrt.

Ich begegne Leila. Sie übersieht mich nicht. Grüßt mit einer Handbewegung, und es fällt mir auf, daß sich in ihrem Mund ein Wort bildet, eines oder zwei, Grußworte. Aber sie sieht mich nicht an, wie man meiner Meinung nach einen Schriftsteller ansehen sollte.

»Nina, erzählen Sie Leila irgendwelche Dinge weiter?«

»Ja, es ist so, als wohnen wir zusammen.«

»Haben Sie ihr gesagt, daß ich schreibe?«

»Nein.«

Sie senkt ihre Stimme: »In Ihre Welt gestatte ich ihr keinen Eintritt.«

»Will sie denn eintreten, versucht sie es, fragt sie Sie aus?«

»Nein.«

»Fragt sie nicht, warum wir gelegentlich zusammenkommen und an Ihrer Haustür stehenbleiben?«

»Nein.«

»Nein? Macht sie sich nichts daraus?«

»Nein. Sie glaubt, daß ich um eine Stellung bitten will.«

»Wen?«

»Sie, in Ihrem Büro.«

»Ist das so?«

»Nein.«

»Warum verkehren Sie dann mit mir?«

»Weil Sie gut und anständig sind.«

»Bin ich gut und anständig?«

»Ja. Außerdem bin ich allein.«

»Allein mit Ihrer großen Familie?«

»Ja.«

»Obgleich Sie eine Freundin wie Leila haben?«

»Ja, obgleich ich Leila habe, bin ich allein.«

Ich weiß nicht, was aus Nina und aus mir werden soll.

Das Dach ist fertig.

Es ist Samstag, und sie feiern Richtfest. Ihre Fröhlichkeit

rings um den Speißbraten, den ich am Geruch erkenne, tut mir weh. Ich frage mich, wie das Fleisch der Märtyrer auf dem Scheiterhaufen gerochen haben mag.

Wir essen zu Mittag, meine Mutter und ich, ohne uns zu unterhalten, und hören dem Festlärm der anderen zu. Sie schlägt vor, ich solle den Nachmittag nicht zu Hause verbringen und ins Kino gehen.

Es läutet. Es muß Besarión sein. Ich öffne. Es ist Nina, mit Leila.

»Störe ich . . . stören wir?«

»Nein. Natürlich nicht.«

»Leila versteht sich darauf, und ich dachte . . .«

»Versteht sich worauf?«

»Aufs Klavierspielen.«

Die freimütige, großzügige, wagemutige Nina.

Leila nimmt das Eßzimmer in Beschlag. Sie berührt und registriert alles, was sich in Jahren auf den Möbeln niedergelassen hat. Sie schüttelt die Dinge, als seien es Kinderklappern, in der Hoffnung, ihre inneren Stimmen zu vernehmen. Nie ist sie mir so nahe gewesen, für so lange Zeit. Sie spricht nicht mit mir: sie hat eine Art Prüfung des alten Zierats begonnen. Ich könnte nicht sagen, ob ich gutheiße, was sie tut.

Plötzlich überläßt sie alle Gegenstände sich selbst, stürzt sich auf das Instrument und fragt: »Ist dies das Klavier?«

Sie schlägt den Deckel auf, greift einige Akkorde, spielt ein paar Läufe, und schon gehört es ihr.

Es ist nicht die Sorte Musik, die ich mir ausgesucht hätte, und dennoch . . . Nina steht dabei und sieht mir zu, wie ich Leila zusehe.

Meine Mutter bringt Kaffee und ist glücklich. Sie denkt, daß ich das Speißbratenfest und seinen Lärm vergessen hätte. Sie irrt. Nicht grundlos habe ich die zum Innenhof führende Eßzimmertür geschlossen; ich suche vor Leila meine Beschämung darüber zu verbergen, daß ich der Bewohner eines Hauses